

Gründungsdokumenten der Kirche, denen gegenüber die Brieftexte bereits ein Stück Reflexion darstellen. Ziel der katholischen Predigt sei, „die Gläubigen immer tiefer hineinzunehmen in die Heilsgestalt der Kirche, der sie als Volk Gottes schon angehören“. Der evangelische Akzent liege demgegenüber „auf der Konfrontation mit dem normativen Hinzutreten Gottes als einer immer wieder nötigen, diskontinuierlichen Neubestimmung des menschlichen Lebens“. Durch diese Auszeichnung der Predigt, die das Sakrament als „verbum visibile“ erscheinen lässt, erhöhe sich das Risiko des Christentums überhaupt, das nur zu tragen sei, indem auch im praktischen Kommunikationsvollzug auf Gott vertraut wird. Da auf dieser Basis jeder Bibeltext zur Grundlage der Predigt dienen kann, realisiert die evangelische Predigt hermeneutisch die Einheit der Bibel als Gottes Wort.

Angesichts der Verschiebung der Gewichte von den übersubjektiven Formen Lesung und Mahl auf die subjektive freie aktuelle Rede werden die Bedenken des Zweiten Vatikanums gegen eine Behauptung der Gegenwart Christi auch in der predigenden Erklärung der Schrift verständlich; dem entspricht spiegelverkehrt auf evangelischer Seite das Fehlen einer Kultur der Lesung. Sofern der katholische Sonntagsgottesdienst primär Gedächtnis des Paschamysteriums Jesu Christi ist (und sich stärker gegen eine Überfrachtung mit Themen von außen sperrt) und evangelischer Gottesdienst primär ein Kommunikationsgeschehen darstellt (*Wolfgang Ratzmann*), kann auch gesagt werden, dass die katholische Predigt aus der Liturgie *erwächst*, während sie evangelischerseits als stärkste Verdichtung des Dialogs mit dem im Wort sich

vergegenwärtigenden Herrn die Liturgie *konstituiert* (*Meyer-Blanck*). Ein weiterer Unterschied dürfte sein, dass die Predigt römisch-katholisch aus der Kontemplation (*Franz Richardt*) erwächst, dann aber durch „das Nadelöhr der Subjektivität hindurch“ (*Müller*) muss, während sie evangelisch zumindest bei Luther und Iwand ein „Kampfgeschehen“ darstellt, in welches auch der Predigende selbst als der Vergewisserung bedürftig einbezogen ist (*Hermelink*).

Die den Band abschließenden Praxisberichte aus der homiletischen Ausbildung belegen, in welchem hohem Maße – über die evangelische Aufwertung des Abendmahls und die katholische Aufwertung der Homilie (die nach *Müller* mit „Wort des lebendigen Gottes“ sollte schließen können) hinaus – ein gemeinsames Problembewusstsein und gegenseitige Wahrnehmung Platz greifen, für welche *Müller* eine ökumenische Regel formuliert: „Gerade das konfessionell Spezifische könnte zum Verbindenden werden, wenn die eine Tradition es bei der anderen besonders gut aufgehoben fände, um bei Bedarf sozusagen nachbarschaftlich darauf zurückzukommen.“

*Walter Schöpsdau*

## URCHRISTENTUM

*Martin Hengel*, Der unterschätzte Petrus. Zwei Studien. Verlag Mohr Siebeck, Tübingen 2006. 261 Seiten. Pb. EUR 24,-.

Der Altmeister in der Erforschung des Urchristentums und des epochengleichen Judentums legt hier zwei Studien vor, denen es den Weg in die Debatten zum kirchlichen Amt zu bahnen gilt. Nehmen wir die kürzere zweite „Die Familie des Petrus und andere

apostolische Familien“ vorweg (167–220). Hengel erhebt dazu, was sich bei Markus und in den anderen Evangelien (167ff), bei Paulus und den anderen Aposteln zum Wirken missionarisch aktiver Ehepaare, in späteren Nachrichten über apostolische Familien (180ff) und bei Klemens von Alexandria in seiner Reaktion auf die streng asketischen Enkratiten (200ff) finden lässt.

Eine Perle für sich ist, wie Hengel Weg und Wirken des Apostels/ Evangelisten Philippus samt Frau und seiner vier prophetisch wirkenden Töchter über Apg 6,5, 8,5ff,8,20ff und 21,8f mit Hilfe von Euseb bis ins kleinasiatische Phrygien nachzeichnet (189ff). Oder wie der ehelose und seinen Lebensunterhalt selbst erarbeitende Paulus in Korinth kämpfen muß, daß sein Apostolat als gleichrangig mit dem des Petrus und anderer Apostel anerkannt wird, die sich von ihren Frauen begleiten lassen und von der Gemeinde Kost und Logie erwarten (1 Kor 9,5ff).

Hengel sieht diese apostolischen Familien in ein „spannungsgeladenes Kräfteparallelogramm“ zwischen der Naherwartung des Endes, der Freiheit für den Dienst entsprechend der Botschaft Jesu und den Voraussetzungen eingespannt, die vorliegen müssen, damit sich durch die apostolische Reisetätigkeit überhaupt Gemeinden bilden können. Wo Kirchen fehlen und öffentliche Räume nicht in Frage kommen, waren – und sind bis heute – Gemeindeaufbau und Gemeindeleben auf die familiäre Atmosphäre in Hausgemeinden angewiesen.

Zusammengefasst führt das zu dem Schluss, dass ohne die Bindekraft der apostolischen Familien die christliche Botschaft sich nicht so schnell und

nachhaltig hätte ausbreiten können, wie das tatsächlich geschah (219).

Die einleitende Studie „*Petrus der Fels, Paulus und die Evangelientradition*“ (1–166) setzt sich aus sechs thematisch ausgerichteten Kapiteln und einem „Fazit: Zehn Punkte“ zusammen. Es handelt sich dabei um: Drei Fragen zu Mt 16,17–19; Das Wort vom „Felsenmann“; Petrus als die „apostolische Grundgestalt der Kirche“ in der Zeit vor Matthäus; Markus, der Schüler des Petrus; Die spätere Rolle des Petrus und sein Konflikt mit Paulus; Die unbekannteren Jahre des Petrus und seine theologische und missionarische Bedeutung.

Angesichts der Fülle exegetischer Details ist es wichtig, sich an den drei Ausgangspunkte zu orientieren, die der Darstellung ihr Gefälle verleihen:

(a) Der Autor ist, nach Meinung des Rezensenten zu Recht, davon überzeugt, dass die vier kanonischen Evangelien in der Reihenfolge Markus (69/70 in Rom), Lukas (Evangelium und Apostelgeschichte 75–85), Johannes (Herausgabe des früher entstandenen Evangeliums und der Briefe ca. 100–110 in Ephesus) und Matthäus (90–100 im südlichen Syrien) entstanden sind. Dass Lukas, Johannes und Matthäus den von Markus vorgegebenen Rahmen übernehmen, ist der hinter dem Markusevangelium stehenden Autorität des Apostels und ersten Auferstehungszeugen Simon Petrus sowie der Fülle von Jesustraditionen zu verdanken, über die er verfügte.

(b) Lukas erwähnt Petrus nach dessen zustimmendem Votum zur Heidenmission in Apg 15,7 ff in der Apostelgeschichte nicht mehr, weil das Motiv des Petrus hinter der in Gal 2,11ff gerügten Haltung (die Rücksicht auf die

bedrängte judenchristliche Gemeinde in und um Jerusalem) nach dem Jahr 70 nicht mehr aktuell ist und beide Apostel in der Völkermission gleichrangig zur Geltung kommen sollen.

(c) Hengel widerspricht den formgeschichtlichen ‚Dogmen‘ von der völligen Anonymität und Kollektivität der Jesustradition, denen man „zu lange und zu viel geglaubt“ habe (144). Einer Perspektive, bei der das geschichtswirksame Handeln von Personen durch die Wirkung religionsgeschichtlicher Motive ersetzt bzw. verdeckt wird, setzt Hengel entgegen: Durch seine „einzigartige Autorität als Bekenner, Missionar, Lehrer – und hier nicht zuletzt als Tradent von Jesusüberlieferung – wie auch als Gemeindeleiter und am Ende als Märtyrer wird Petrus bei Mt zu dem ‚Felsen‘, auf dem der Auferstandene nach Mt seine Kirche bauen wird, und darum trägt er – gerade auch historisch gesehen – diesen Ehrennamen ‚Petrus‘ zu Recht“ (144f). Das spezifiziert sich für Hengel in der Übernahme der Johannestaufe, in der Aufforderung „im Namen Jesu“ zu taufen (Apg 2,38), in der Vergebung der Sünden auf Grund der Selbsthingabe Jesu entsprechend Jes 53, im Bekenntnis von 1.Kor 15,3 („für unsere Sünden gestorben nach der Schrift“) und im Einsetzungsbericht bei Markus (14,22–25) an, die auf Petrus zurückzuführen sind. Er fragt: „Sollten diese für ihren Glauben entscheidenden Grundeinsichten der frühesten – vor-paulinischen – Gemeinde ohne die maßgebliche Mitwirkung des ersten Auferstehungszeugen und Leiters der Jerusalemer Urgemeinde zustande gekommen sein?“ (143).

Ekklesiologische und ökumenische Konsequenz: Wir können – wie es der erste Clemensbrief schon am Ende des

1. Jahrhunderts „sachlich zu Recht“ getan hat – Petrus und Paulus im Blick auf ihre einzigartige Wirksamkeit zusammensehen und sollen den 29. Juni, das Fest von Peter und Paul, „in besonderer Weise zu einem ökumenischen Festtage machen“ (161). Denn: „Petrus und Paulus, und als Dritter im Bunde das Corpus Johanneum sind „die tragenden Säulen der neuen Botschaft, die für alle Menschen gilt. Ihnen verdanken wir vor anderen das *apostolische Zeugnis*, die Grundlage unseres gemeinsamen Glaubens und den Ausgangspunkt allen ökumenischen Nachdenkens“ (ebd.).

Das Buch eignet sich auch für Hauskreise und zur persönlichen Lektüre von Laien, die mit dem Neuen Testament einigermmaßen vertraut sind.

Hans Vorster

## KIRCHE UND STAAT

Igor Pochoshajew, Stellen wir die Altäre auf ... Aleksandr Men' zum Verhältnis von Kirche und Staat. Verlag Otto Lembeck, Frankfurt a.M. 2007. 175 Seiten. Kt. EUR 14,80.

Das Buch des Rostocker Juniorprofessors Igor Pochoshajew versucht, in Zeit, Gedankenwelt und einige Texte des orthodoxen Theologen, Religionswissenschaftlers und Priesters Aleksandr Men' (1935–1990) einzuführen. Men' gehört zu den zentralen Gestalten der modernen russischen Geistesgeschichte.

Das Buch gliedert sich in drei Teile. Der erste stellt eine Einführung in das Thema „Kirche und Staat in der Sowjetunion“ dar (18–54). In sechs kurzen Unterkapiteln handelt der Vf. skizzenhaft „Die theoretische Grundlegung Lenins“, „Die Kirche unter Stalin“, „Die Chruščev-Ära“, „Den innerkirch-